

GIORA FEIDMAN

mit Christoph Fasel

Klang der Hoffnung

Wie unsere Seele Frieden findet

BONIFATIUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Umschlaggrafik: Mehran Montazer
Fotos Schutzumschlag: Lis Kortmann, Christoph Fasel

© 2021 by Bonifatius GmbH Druck • Buch • Verlag Paderborn

ISBN 978-3-89710-885-1

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Druck: cpi-print.de

Bonifatius GmbH Druck • Buch • Verlag Paderborn

Inhalt

Prolog.....	9
1. Wurzeln des Glücks.....	17
2. Mit Musik der Welt dienen.....	37
3. Das Mikrofon der Seele.....	55
4. Klezmer und Klassik.....	69
5. Das Lob der Neugier.....	81
6. Vom Glück des Reisens.....	99
7. Wenn Seelen sich begegnen.....	117
8. Die Kraft der Versöhnung.....	129
9. Das Glück des Augenblicks.....	147
10. Ein Blick in die Unendlichkeit.....	159
11. Familienname: Menschheit.....	173
Dank.....	185
Biographie.....	187

1. Wurzeln des Glücks

„Papa, warum gibt es Grenzen?“

Mein Vater deutet in den Himmel.

„Siehst du dort oben einen Zaun?“

Ich sage: „Nein!“

Seine Antwort: „Siehst du:

Der Himmel kennt keine Grenzen!“

Mein Name ist Giora Feidman. Die Musik ist mein Beruf. Ich spiele Klarinette. In großen Konzertsälen, christlichen Kirchen, jüdischen Synagogen, an muslimisch geprägten Orten oder in orthodoxen Gotteshäusern. Mein Weg hat mich durch die ganze Welt geführt, mit vielen Menschen zusammengebracht.

Ich möchte meine Gedanken mit Ihnen teilen, die sich um unser Menschsein drehen: um unser Wissen, unsere Blindheit, unser Begehren, unsere Träume. In diesen Gedanken geht es um Gewinnen und Verlieren, um Leib und Seele, Geburt und Tod. Und um die Fähigkeit, zwischen diesen Polen Glück zu empfinden.

Dahinter steckt eine Geschichte, die mit Gott zu tun hat, keine Frage – aber nichts mit Religion oder Konfession. Es ist eine Geschichte des Staunens, das mich begleitet, solange ich denken kann. Dieses Staunen hat viel mit den Gaben zu tun, die jeder Mensch in sich trägt – bei mir vor allem mit der Musik. Und mit der Frage, was diese Gaben für jeden von uns bedeuten. Und wie wir sie nutzen.

Ich möchte Sie deshalb mitnehmen auf eine Reise, die dem Klang der Seele nachspürt. Diese Expedition dauert

für mich nun schon 85 Jahre – und noch immer habe ich nicht ihr Ende erreicht. Es ist eine Reise durch mein Leben, zu meiner Liebe zur Musik, meiner Bewunderung für die Schöpfung, meinem Vertrauen in die Kraft der Menschlichkeit

Sie können mich jetzt naiv nennen. Als sentimental abstempeln. Als Spinner bezeichnen. Ja – vielleicht bin ich wirklich *meschugge*, wie wir im Jiddischen diesen Zustand einer gewissen Weltfremdheit lautmalerisch nennen. Aber ich glaube an diese Bestimmung meiner Reise.



...

Warum erzähle ich Ihnen von meiner Herkunft, von meinen Eltern und Großeltern? Ich weiß, warum es mich drängt, das zu tun: Um den Wurzeln des Glücks nachzuspüren, muss man sich der eigenen Wurzeln, der eigenen Herkunft gewiss sein. Vielleicht konnte nur in diesem gottverlassenen Landstrich nordwestlich des Schwarzen Meeres, in der Atmosphäre einer von jüdischer Kultur geprägten Provinzstadt, mit der Erfahrung der sie umgebenden Shtetl eine Person wie ich entstehen.

Mein Vater war mit extremen Gegensätzen und Herausforderungen aufgewachsen: die enge, lebensfrohe Gemeinschaft im Shtetl einerseits und die ständige Angst vor Ablehnung, Verfolgung und Bedrohung andererseits, in der nicht nur die Juden lebten, sondern auch

Angehörige anderer „unerwünschter“ Gruppen wie der Zigeuner. Und als Gegenentwurf erlebte er früh die alles vereinende Kraft der Musik. Durch all das geprägt, kannte er in vielerlei Hinsicht keine Grenzen. Weder kulturell noch religiös, noch sprachlich.

Schon als Jugendlicher beherrschte er drei Sprachen – Russisch, Rumänisch und natürlich Jiddisch. Dazu kamen nach seiner Emigration Spanisch und später Hebräisch und Englisch – und was er sich sonst noch so alles in seinem Künstlerleben aneignete. Seine Bereitwilligkeit, zu lernen und sich auf den Lebensstil, die Gedanken und Gefühle seiner Mitmenschen einzulassen, war sicher der wichtigste Schritt auf dem Weg zu Toleranz und Integration. Wenn man die Sprache seines Gegenübers zu sprechen lernt, beginnt das gegenseitige Verständnis, und das Gefühl der Andersartigkeit schwindet. Und noch viel mehr gilt das für die Sprache der Musik, die alle Grenzen überwindet.

Meine Mutter hatte eine ähnliche Prägung erlebt, und so wuchs ich in einem Elternhaus auf, das furchtlos zwischen den Kulturen tanzte, auch wenn wir letztlich ein jüdisches Familienleben führten. Starre Konventionen oder orthodoxe Glaubenssätze gab es bei meinen Eltern nicht, für sie zählte immer das Gemeinsame, das, was alle Menschen eint.

Noch heute bin ich stolz darauf, am Freitag ein Muslim, am Samstag ein Jude und am Sonntag ein Christ zu sein. Das bringt den unschätzbaren Vorteil, nur vier Tage in der Woche wirklich arbeiten zu müssen.



Ich bin, wenn man es genau nimmt, das Ergebnis zweier „zufälliger“ Komponenten: nämlich erstens des billigstmöglichen Transatlantik-Tickets, das mein späterer Vater ergattern konnte – und zweitens des Augenblicks, in dem sich knapp 20 Jahre nach ihrer Emigration eine junge Frau in einen jungen Mann verliebte, der ursprünglich aus derselben Stadt stammte, die aber auf der anderen Seite des Erdballs liegt. Die beiden sahen sich an und verliebten sich ineinander. Gott sei Dank. Mir kann niemand erzählen, dass es Zufälle gibt!

Nachdem meine Eltern sich kennen und lieben gelernt hatten, stand einer Verbindung zwischen ihnen nichts im Wege. Dazu trug die Tatsache bei, dass mein Vater rasch an Ansehen als Musiker gewann. Nach seiner Desertion aus der Marinekapelle hatte sich sein Talent in Buenos Aires herumgesprochen. Er trat in Cafés und Bars auf, gab Konzerte und wurde schließlich durch die Aufnahme in das Orchester des *Teatro Colón* geadelt.

Viel spannender aber waren seine zahllosen Nebenjobs. Denn bald sprach sich herum, dass niemand ein besserer Hochzeitsmusiker war als mein Vater. So kam es, dass sich im Laufe der Jahre sogar Wartelisten bildeten und manche Paare erst fragten, ob mein Vater vielleicht an diesem oder jenem Tag im nächsten Jahr Zeit hätte, auf ihrer Hochzeit zu spielen, bevor sie das Aufgebot beim Standesamt bestellten. Auch damit lehrte mich mein Vater, grenzenlos zu sein und Konventionen nicht übermäßig hoch zu bewerten.

Ich lernte außerdem von ihm, was Nächstenliebe und Großzügigkeit bedeuten. So sprang er immer gern ein, wenn ein Kollege plötzlich erkrankt war, und spielte dann mit Leidenschaft dessen Part. Anschließend nahm er die

Gage für diesen Auftritt entgegen, verabschiedete sich vom Auftraggeber und fuhr schnurstracks zu ebendiesem Kollegen, um ihm das Geld zu überreichen. „Merke dir eines, mein Sohn“, erklärte er mir damals. „Wenn ein anderer Musiker unsere Hilfe braucht, dann geben wir ihm das Geld, obwohl er nicht gespielt hat. Basta!“

Erst viele Jahre später erkannte ich den Wert dieses grenzenlosen Altruismus. Und ich weiß auch: Anderswo auf der Welt warten Musiker nur darauf, dass ein anderer krank wird und sie dessen Gage einstreichen können. Noch heute halte ich es übrigens genauso, wie mein Vater es mich gelehrt hat. Andere Musiker, die das mitbekommen, sagen: „Der Feidman ist *meschugge*!“



Nein, *meschugge* bin ich nicht. Aber zutiefst geprägt von der Haltung meines Vaters, der überzeugt davon war, dass man mit Nächstenliebe und Großzügigkeit besser lebt, als wenn man immer nur den eigenen Vorteil im Blick hat. Noch heute meine ich in vielen Situationen die Stimme meines Vaters im Ohr zu haben, die mir ruhig und freundlich etwas erklärt. Sie leitet mich noch jetzt, als alten Mann.

Ich wuchs auf in einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten, die es als selbstverständlich betrachteten, diejenigen zu unterstützen, die nicht das Glück hatten, so gut versorgt zu sein wie wir und unsere Familie. Deshalb war es für meinen Vater – und auch für mich – Ehrensache, gratis für arme Menschen zu spielen. Und auch Kindern zu helfen, ihren Weg zum Glück zu finden, obwohl sie eigentlich schlechte Voraussetzungen dazu hatten.

Auch darin war mein Vater ein Altruist. Er war überzeugt, dass jedes Kind die Möglichkeit haben sollte, ein Instrument zu entdecken und spielen zu lernen. Er trug das als Mission in sich. So ging er mehr als einmal zu wildfremden Eltern von Kindern aus der Nachbarschaft, um ihnen klarzumachen: „Euer Kind sollte unbedingt ein Instrument lernen!“

Sein wichtigster Einsatz galt den Kindern, die die geringsten Chancen hatten, eine musikalische Ausbildung zu genießen. Eines Tages kreuzte er beim Leiter des jüdischen Waisenhauses in Buenos Aires auf und schlug ihm vor: „Wir machen mit den Kindern ein Orchester auf.“ Der freundliche Pädagoge, der die Einrichtung leitete, zuckte hilflos die Schultern: „Aber wir haben keine Instrumente. Und auch kein Geld, um welche zu kaufen!“ Worauf mein Vater abwinkte und sagte: „Die Instrumente besorge ich euch.“

Er hielt Wort. Auf diese Weise entstand über die Jahre eines der bekanntesten Jugendorchester Südamerikas. Seine Instrumentalisten – Kinder und Jugendliche – spielten die Instrumente, die mein Vater eigenhändig gekauft oder für den guten Zweck schamlos erbettelt hatte. Auch an diesem Beispiel zeigt sich, wie mein Vater mich lehrte, keine Grenzen zu akzeptieren. Denn er akzeptierte sie auch nicht. Weder in Gedanken noch im Leben.



Ich wurde als Kind von meinen Eltern, meiner Familie, meinem Umfeld freudig empfangen und aufgenommen. Ich durfte Wertschätzung, Zufriedenheit, Lachen, Zärtlichkeit

und Glück erfahren. Doch auch wenn man keinen so gesegneten Empfang ins Leben hatte, heißt das nicht, dass man keine Chance mehr hat, sein persönliches Glück zu finden. Denn der Weg zum Glück kennt viele Routen – und auch wenn eine gute Kindheit eine große Starthilfe ist, so kann man auch auf anderen Pfaden zum Ziel gelangen.

So war es bei meinen Eltern, und sie haben mir auch indirekt viel von ihren Glücksrezepten vermittelt. Sie haben nicht zugelassen, dass die Schwierigkeiten, die sie erlebten, sie zynisch oder hart gemacht haben. Sie haben den Mut aufgebracht, aus ihrer Situation auszubrechen und etwas Neues, Gutes anzufangen. Und so haben sie es geschafft, meinem Bruder und mir ein liebevolles Heim zu bieten.

Als Kind habe ich zwischen meiner Mutter und meinem Vater niemals einen Streit, nie ein lautes Wort erlebt. Im Gegenteil. Der Umgang zwischen den beiden war über die Maße liebevoll und wertschätzend. Ihr Geheimnis ist mir erst im Laufe vieler Jahrzehnte klar geworden: Sie ließen den jeweils anderen so sein, wie er war. Sie trugen sich gegenseitig nie etwas nach. Mein Vater sprach von meiner Mutter immer als „meine Braut, mein Mädchen, meine liebste Frau“.

In meiner Familie herrschte eine warme Atmosphäre und vor allem eines: gegenseitiger Respekt – unter den Erwachsenen genauso wie gegenüber den Kindern. Mein Zuhause empfinde ich heute noch als bergend, wenn ich mich daran erinnere.

Zu einem so ungewöhnlichen Mann wie meinem Vater passte nur eine ebenso ungewöhnliche Frau. Meine Mutter war die Herrin des Hauses, eine starke Person. Sie hatte das Management des Haushalts, der Familie und der

Kasse inne. Und waren mein Vater und später auch ich noch so berühmte Zeitgenossen in Buenos Aires, so schlichen wir doch auf Zehenspitzen durch das blank geputzte Heim, wenn es wieder einmal nach einem Auftritt vier Uhr morgens geworden war – Vater und Sohn im Frack, wie zwei Schulbuben, in Sorge, dass sie sich wegen des späten Heimkommens Ärger mit *La Donna* einhandelten.

So liegen die Wurzeln des Glücks für mich in einer Kindheit voller Menschen mit großen Herzen, die sich trotz oder gerade wegen der schwierigen Umstände, in denen sie selbst aufgewachsen waren, mit Haut und Haaren ihren eigenen Werten verschrieben hatten: innere Freiheit, Toleranz, Nächstenliebe, Stabilität und Lebensfreude. Und all das gaben sie an mich weiter.

Wer dieses Glück erleben durfte, sollte es allein schon aus Dankbarkeit so in die Welt weitertragen. Ich habe stets versucht, diesem Vorbild mit meinen Kindern und Enkeln nachzueifern.

...

3. Das Mikrofon der Seele

Mein Vater spielte mit mir im „Rosenkavalier“.

Nach dem Konzert sagte er:

„Solche Momente kannst du nicht kaufen.

Wenn du solche Musik machst,

berührt deine Seele

für einen Augenblick den Himmel.“

Ich freue mich jedes Mal, wenn ich mit meiner Enkelin Hila und ihrer Harfe auftreten kann – und wir tun das, sooft wir unsere Termine unter einen Hut kriegen. Wenn wir miteinander musizieren, gibt es kein Jung oder Alt, keinen Großvater und keine Enkelin – sondern nur zwei Instrumente, die sich der Musik ergeben.

Was kann ich machen? Ein bisschen bin ich auch ein Vorbild für meine insgesamt zehn Enkel, vor allem dank unseres gemeinschaftlichen Engagements in der Musik. Sie spielen, singen, tanzen – es ist eine Freude, die Musikalität meiner Familie in den Jüngsten wieder aufscheinen zu sehen.

Natürlich sprechen wir auch viel über Musik. Hila fragte mich eines Tages, ob ich mich noch an meinen ersten Auftritt erinnern könne. Tatsächlich musste ich einige Zeit in meinem Gedächtnis kramen, bis mir wieder einfiel, wann ich das erste Mal in meinem Leben vor Publikum gespielt habe.

Natürlich hatte ich, sobald ich die Klarinette in den Händen halten und ein paar Töne produzieren konnte, für die Anlässe in der Familie gespielt. Onkel und Tanten

bekamen von mir ein Geburtstagsständchen. Zu den Musikern bei unseren Familienfesten gesellte ich mich schon früh dazu, ich empfand das Spielen sofort als ganz natürlich. Vielleicht liegt das auch daran, dass ich die Klarinette meines Vaters schon im Bauch meiner Mutter immer wieder vernommen habe. Ihr Klang war immer da und hat früh mein Erleben geprägt. Aber vor einem Publikum ganz offiziell spielen? Das traute ich mich nicht. Vielleicht war ich ein wenig schüchtern, was den Mut angeht, sich vor anderen Menschen zu zeigen.

Es war das Jahr 1946, und meine Eltern, mein älterer Bruder und ich lebten in Buenos Aires. Ich war gerade zehn Jahre alt geworden und hieß damals noch Gerardo, nicht Giora. Was es damit auf sich hat, werde ich später erzählen. Mein Vater wurde in diesen Jahren als Musiker in der Stadt immer berühmter und gefragter. Ich wiederum hatte meine große Liebe entdeckt, die Klarinette, und beschäftigte mich unter der Anleitung meines Vaters immer inniger mit diesem Instrument.

Es war mein Musiklehrer in der Schule, der mich eines Tages bat, meine Klarinette mitzubringen und der Klasse vorzuspielen. „Warst du aufgeregt, Opa?“, fragte mich Hila. „Hattest du Lampenfieber?“

Doch ich erinnere mich nicht, Aufregung oder Lampenfieber verspürt zu haben. An diesem Tag geschah etwas, das ich erst im Rückblick als ein Schlüsselerlebnis identifizierte: Ich ging mit meiner dicken Brille vor den Augen mit meinem Instrument im Klassenraum nach vorn, stellte mich neben den Lehrer und begann zu spielen. Einfach drauflos.

Es war ein klassisches Stück, aber ich weiß nicht mehr, von welchem Komponisten es stammte oder welchen Titel es trug. Dank meines guten Gedächtnisses brauchte ich

bei diesem Vorspielen keine Noten. Ich spielte sozusagen innerlich vom Blatt, ließ die Musik aus mir herausfließen, deren Klang mich durchdrang. Und dabei begegnete ich zum ersten Male jenem Gefühl, das mich beim Musizieren seitdem begleitet. Mein ganzes Leben lang.



Hila wollte es genauer wissen: „Was ist das für ein Gefühl?“ Ich musste nachdenken, bis ich die richtigen Worte dafür gefunden hatte: Ich fühlte bei meinem ersten Auftritt mit zehn Jahren zum ersten Mal, wie es ist, meinen Atem durch meinen ganzen Körper fließen zu spüren. Und mit ihm begann ich zugleich meine Seele zu spüren.

Schon nach den ersten Tönen merkte ich, wie der Atem mich durchströmte. Meine Augen hielt ich geschlossen, um den Strom, der in mir, durch mich und aus mir heraus floss, besser wahrnehmen zu können. Ich merkte, wie sich meine Musik mit jedem Ton mehr zu meinem Publikum hinneigte. Die anderen Kinder im Raum waren mir plötzlich sehr nah. Sie waren vollkommen still. Ich spürte, wie mit meinem Atem mein Innerstes, mein Herz, meine Seele, als Töne hörbar wurden. Eine Hingabe erfüllte mich, wie ich sie so noch nie gespürt hatte.

Vielleicht lag das daran, dass ich zuvor nicht für Publikum gespielt hatte, sondern nur für mich. Plötzlich aber waren da Menschen. Gegenüber. Andere Seelen. Und ich spürte, wie mein Atem mit ihnen Kontakt aufnahm. Für meine Klassenkameraden, die mir lauschten, war es Musik. Für mich war es der Atem meiner Seele, den ich zum ersten Male im Leben mit einem Publikum teilte.

Mein Vater hatte mich nie über den Atem als eine Besonderheit des Klarinettenspielers aufgeklärt. Ich atmete einfach und spielte, indem ich seine Art zu spielen imitierte. Dabei dachte ich mir eigentlich nicht viel. Ich spürte nur: Musik machen hieß Musik leben – und das musste so sein. Es war für mich stets ein und dasselbe Gefühl. Ich erinnere mich jedoch, dass es bei diesem Auftritt in der Schule war, als mir diese besondere Beziehung zwischen der Musik, meinem Atem und meiner Seele zum ersten Male bewusst wurde.

Nun ist es für mich nicht ganz einfach, dies alles für Hila zu übersetzen. Ihr Instrument ist die Harfe, nicht die Klarinette. Also lässt sich mein Gefühl des Atems, der mich durchströmt und den ich brauche, um einen Ton zu erzeugen, nicht auf ihre Art des Muskmachens übertragen. Die Harfe wird gezupft und gestrichen, ihre Verbindung mit der Seele erfolgt auf einem anderen Weg – über die Finger, die die Saiten greifen oder die Taste anschlagen, den Bogenstrich. Doch bleibt die Tiefe der Begegnung dieselbe. Denn egal, welches Instrument der Mensch in die Hand nimmt – wenn er es mit tiefster Sehnsucht spielt, wird dieses Erlebnis unausweichlich sein.



Bis heute, also ein Dreivierteljahrhundert später, ist dieses Gefühl genauso geblieben, wie ich es damals als Zehnjähriger verspürt habe. Es ist das, was ich bis heute fühle, wenn ich eine Bühne betrete. Es ist die Gewissheit, dass eine neue Liebe beginnt, sobald ein Konzert eröffnet wird. Ja, es ist so, als würde ich mich in diesem Augenblick neu verlieben. Liebe will sich verschenken, sie braucht ein Ziel.

...

5. Das Lob der Neugier

*„Es geht im Leben nicht darum,
etwas darzustellen.
Sondern darum, sich jeden Tag von Neuem
der Welt zuzuwenden.“*

Einer meiner Enkel hat mich einmal gefragt, was ich tue, wenn mir langweilig ist. Erst habe ich die Frage gar nicht verstanden. Dann ist mir klar geworden: Ich kenne das Gefühl von Langeweile nicht – denn ich bin viel zu neugierig.

Der Langeweile will ich kein Unrecht tun. Es ist gut, wenn wir es mit uns selbst aushalten, wenn etwas weniger los ist. Zeiten, in denen wir auftanken, braucht jeder Mensch.

Doch ich will an jedem Morgen aufs Neue herausfinden, was heute an Überraschungen in meiner Klarinette steckt. Ich packe sie aus, gebe ihr einen Kuss, wie jeden Morgen, und dann beginne ich zu spielen. Meine Frau ist deswegen übrigens nicht eifersüchtig – sie weiß, dass der Kuss meine Dankesgeste gegenüber meinem Instrument ist: Dank dafür, was sie mir alles schon an Erlebnissen und unvergesslichen Momenten ermöglicht hat.

Natürlich spüre ich in mir beileibe nicht jeden Morgen dasselbe Gefühl. Wie ich spiele, hängt davon ab, wie gut ich geschlafen habe, wo ich gerade bin, welche Gedanken mich im Augenblick beschäftigen oder wie viele und welche Termine mich erwarten. Je nachdem bin ich schon bei

den ersten Tönen im Einklang mit meiner Seele. Oder ich muss mich erst dahin vortasten.

Aber geht es nicht für jeden Menschen darum, mit welcher Haltung wir den Tag, ein Projekt oder das Zusammensein mit unseren Liebsten beginnen und wovon wir uns und damit alles, was uns begegnet, prägen lassen?

Mein großes Glück ist, dass die Musik meine Seele so stärkt, dass ich in jedem Augenblick mit dem Leben verbunden bin. Das scheint mir eins der Geheimnisse eines erfüllten Lebens zu sein: Wenn das, was wir tun, es uns ermöglicht, den ganzen Tag – oder sagen wir: einen großen Teil davon – unsere Seele zu fühlen, dann sind wir dem Glück ganz nahe. Ich muss nicht mehr verzweifelt irgendeinen Reiz suchen, nirgendwo mehr hingehen und nichts mehr tun, um innere Ruhe und Zufriedenheit zu empfinden.



Die Neugier spielt dabei eine entscheidende Rolle. Ist sie auf Empfang gestellt? Wird sie unterdrückt oder gestillt? Mir ist natürlich bewusst, dass nicht jeder Mensch seine Berufung zum Beruf machen können. Dass unser Alltag oft grau ist, uns Nachbarn oder Vorgesetzte ärgern, der ungeliebte Job zum Geldverdienen unverzichtbar ist. Es schmerzt mich, wenn ich die Lebensumstände wahrnehme, in denen einige von uns sich befinden. Und ich hoffe sehr, dass der eine oder andere Gedanke von mir Hoffnung bringen kann.

Es ist vielleicht kein Trost, aber jeder Mensch hat sein Päckchen zu tragen. Ich weiß, dass ich privilegiert lebe,

doch beispielsweise geht die Corona-Krise auch an mir nicht spurlos vorüber. Aber egal wo jeder von uns steht: Eine Haltung der Neugier ist ein wesentlicher Faktor, um Farbe und Perspektive in unser Leben zu bringen und uns dazu zu bewegen, etwas an dem zu ändern, was nicht so gut läuft.

Von Künstlern wird ja gern behauptet, dass sie ständig unter Strom stünden und ihr Leben auf der Jagd nach neuen Eindrücken verbringen müssten, um kreativ und produktiv zu sein. Auch die schon einmal erwähnten Drogen spielen bei solchen Vorstellungen vom Leben eines Künstlers in der Vorstellung mancher Leute eine Rolle.

Doch das ist einfach nur *meschugge*. Leben ist, wenn du dich selbst fühlst, wenn du den Herzschlag deiner Seele spürst – und nicht, wenn du deinen Körper durch die Adrenalinschocks der Weltgeschichte peitschst und dich in einen Zustand bringst, in dem du ständig außer dir bist. Das ist nicht das wirkliche Leben. Auch nicht für einen Künstler. Für niemanden.

In der Kunst, aber eigentlich in allem ist die Neugier viel belebender als der Rausch: Neugier auf die Welt, die Menschen, die Gefühle, die Natur, die Melodien, die wir hören und spielen. Wer neugierig ist, hat einen Vorteil: Er gibt sich nicht vorschnell mit dem zufrieden, was er hat. Sondern er ist erwartungsvoll darauf, was noch alles kommen kann.

So gut wie kein Zweiter hat Hermann Hesse das in seinem Gedicht „Stufen“ ausgedrückt. Dieses Meisterwerk beschreibt die Neigung des Menschen, niemals stehen zu bleiben, seine Fähigkeit, immer neugierig und wach zu bleiben für das, was vielleicht schon im nächsten Augenblick oder in einer neuen Lebensphase auf uns wartet.

Von dem Augenblick an, in dem wir geboren werden, begeben wir uns auf einen Weg, den niemand von uns vorhersagen kann: nicht, wohin er führt, nicht, wie lange er dauert. Und ob wir ihn überhaupt bis zu einem natürlichen Ende gehen dürfen. Selbst unser letzter Weg vom Leben zum Tod ist ein Weg in eine andere Welt, die wir nicht kennen, die wir nur erfühlen oder erahnen können.

Für mich ist dieser letzte Weg eine Reise in die Heimat. Wir sind alle Pilger auf dieser Reise. Als meine Mutter starb, als mein Vater starb, war ich tieftraurig. Aber ich verzweifelte nicht, denn mir war klar: Meine Eltern sind nicht verschwunden, sondern an einen anderen Ort gegangen. Meiner Trauer zum Trotz wusste ich, beide gehen mir nur ein Stück voraus.

Die Stufen, die ein Mensch beschreitet, kann er am besten meistern, wenn er sich die Neugier bewahrt. Das fängt im Alltag an. Nehmen Sie einen Apfel in die Hand. Fühlen Sie ihn. Schnuppern Sie an ihm. Freuen Sie sich an seiner Farbe, seinem Duft, seinem Geschmack. Und dann essen Sie ihn mit Genuss. Er wurde von den Wurzeln eines Baums genährt, die unter der Erde wachsen, ist gereift unter Blättern, die in der Sonne flüstern.

Nennen Sie es Neugier oder Achtsamkeit, immer geht es um einen bewussten Geist und eine offene Seele. Sollten wir nicht neugierig darauf sein, wie ein solches Wunder der Natur entsteht, und uns darüber freuen, statt es einfach gedankenlos zu konsumieren?

Neugier ist der Motor persönlicher und beruflicher Entwicklung. Angst vor einem nächsten Schritt, einem Schritt ins Unbekannte zu haben ist ganz normal. Aber wenn die Neugier größer ist als die Angst und Schwierigkeiten nicht als Katastrophe, sondern als Chance zum

Wachsen begriffen werden, dann wartet auf uns etwas Entscheidendes: Wir werden uns selbst immer besser kennenlernen und mehr und mehr zu dem Menschen werden, der in uns angelegt ist und zu dem wir bestimmt sind.



Für mich war immer entscheidend, mit welchen Menschen ich mich umgeben habe. Bestärken und beflügeln sie mich? Oder sind es destruktive Neider? Übertragen sie ihre Ängste auf mich, stecken sie mich damit an?

Wenn ich meinen Enkeln einen zentralen Rat mitgeben sollte, wäre es dieser: Such dir sorgfältig aus, wer dich auf deinem Weg begleitet. Denn diese Menschen werden dich, dein Denken und Handeln prägen.

Als Musiker habe ich Menschen aus so vielen Ländern und Kulturen kennengelernt. Bei der Musik geht es immer um Gefühle, sie weckt das Beste in uns. Nur gehen wir in verschiedenen Kulturen sehr unterschiedlich mit ihnen um. Meine Erfahrung, die ich gerne weitergebe: Wer den Mut hat, seine Gefühle auszudrücken, wenn er Neues, Schönes, Bedeutendes entdeckt, wird in den meisten Fällen auf positive, bestärkende Reaktionen stoßen.

In Australien gab ich eines Tages einem Baum spontan eine Umarmung und einen Kuss. Es war ein Avocado-Baum, dessen Früchte mir besonders gut geschmeckt hatten. Der Freund, in dessen Garten der Baum stand, blickte mich irritiert an und fragte: „Warum tust du das?“ Ich klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Dieser Baum wird dich jetzt immer an mich erinnern, selbst wenn ich längst tot bin. Denn er wird uns beide lange überleben.“

In meinem Garten in Israel stehen zwei Olivenbäume, einer von ihnen ist rund 600 Jahre alt. Diese Bäume wecken meine Neugier: Was war damals alles in der Welt los, als sie gepflanzt wurden? Ich habe mir die historischen Ereignisse dieser Zeit einmal in Ruhe angeschaut und war beeindruckt und erschüttert davon, was sich in diesen Jahrhunderten alles auf unserem Planeten ereignet hat. Und diese Bäume stehen heute noch in meinem Garten und zeigen sich ganz und gar unbeeindruckt von den Ereignissen der Welt. Und wir? Wir laufen aufgeregt umher, nehmen alles und jeden – leider auch uns – viel zu wichtig. Die Bäume, neugierig wahrgenommen, lehren uns, in längeren Zyklen zu denken. Nicht jeder Aufgeregtheit unseres Lebens so viel Raum zu geben. Zu akzeptieren, dass Stürme und Hagelschauer genauso zum Leben gehören wie Sonnenschein und Ernte.

Sind Olivenbäume eigentlich neugierig? Auf diese Frage habe ich allerdings keine Antwort.



...